

Bürgerhäusern als sog. Spital und Altersheim ab. Dieses Haus muß irgendwie auffällig gewesen sein, denn ein Aacher Archivstück sagt darüber: „Ein absonderlich Haus, an welchem das Nellenburger Wappen stand, weil darin 1565 eine Gräfin von Nellenburg gewohnt und gestorben ist.“ (Wahrscheinlich ging dieses Haus als Altersheimstiftung in städtischen Besitz über.

Gräfin Helene wurde in der Aacher Stadtkirche beigesetzt und erhielt einen in der Innenwand aufgestellten herrlichen Grabstein. Leider wurde dieser 2,30 m hohe Stein auf Wunsch der Hohenzollern mit Einwilligung der bad. Regierung in Karlsruhe 1858 entfernt und befindet sich heute gut erhalten und als Schmuckstück in der kath. Kirche zu Empfingen (Hohenzollern) neben dem Grabmal ihres Mannes.

Ihr Sohn Oswald Graf von Nellenburg wurde Domherr zu Straßburg; über sein weiteres Schicksal ist nicht bekannt.

Christof Ladislaus wurde ebenfalls Domherr in Straßburg und stellvertretender Domdekan zu Köln, er starb 1591 und ruht in der Kapelle in Dettensee bei Empfingen. Der Jüngste, Graf Eberhardt, war ein Kriegsmann, zuerst im Dienst des protestantischen Markgrafen Karl II. von Baden-Durlach, hernach zog er mit dem wieder katholisch gewordenen Markgrafen Philipp von Baden-Baden 1566 gegen die Türken. Diese beiden genannten badischen Markgrafen verleiten uns zu einem Blick in die verworrene Geschichte des damaligen Badnerlandes.

Markgraf Karl II. trat 1553 die Regierung der Markgrafschaft Baden-Durlach an und verlegte gleichzeitig seine Residenz von Pforzheim nach Durlach und erbaute dort die nach ihm benannte Karlsburg, ein Schloß am damaligen Stadtrand und ließ nach französischem Muster daneben den Schloßgarten anlegen. Er hob nach dem Augsburgener Religionsfrieden 1555 die Klöster in seinem Gebiet auf und trat 1556 dem Augsburgener Bekenntnis offen bei; er war ein kluger Regent und starb mit 47 Jahren 1577. Markgraf Philipp, er regierte von 1577–1588, kam 15jährig (!) in der Markgrafschaft Baden-Baden zum Regieren und trat gleichzeitig wieder zur katholischen Kirche zurück, wodurch seine Untertanen erneut ihr Glaubensbekenntnis vertauschten gem. dem Gesetzesspruch: „Cuius regio, eius religio“ = Wessen das Land, dessen die Religion (1555); er erbaute in Baden-Baden das sog. Neue Schloß, er war prunkliebend, hinterließ sein Land in großen Schulden und starb 26jährig und kinderlos.

So waren die Geschehnisse der Grafschaft Nellenburg, der Herrschaft Tengen und der Landstadt Aach zwischen 1500 und 1575 mit den widerwärtigen religiösen Wirren, der Epoche der lodernen Scheiterhaufen, dem Irrwahn der schrecklichen Hexenprozesse innigst verbunden. Ebenso unverständlich ist es uns heute, wenn aus dynastischen Gründen Verstorbene entgegen ihrem Wunsch in ihrer letzten Ruhestätte gestört werden.

Albert Azone, Aach

Jiskor — zu deutsch: „Zum Gedenken“ an Gailingen

Die neuere Geschichtsforschung¹ nimmt an, daß schon im 14. und 15. Jahrhundert Juden in Gailingen ansässig waren. Die Anfänge der großen Gailinger Judengemeinde des 19. Jahrhunderts, der größten jüdischen Landgemeinde Badens, gehe jedoch auf die Zeit nach dem 30jährigen Krieg zurück, als die vorderösterreichische Regierung den Zuzug von Juden in das menschenarm gewordene Land erlaubte. Im Jahre 1657 ließen sich so sechs jüdische Familien in Gailingen nieder, über deren Herkunft nichts näheres bekannt ist, vielleicht kamen sie vom mittleren Rhein hierher. 1734 waen es bereits 18 jüdische Haushaltungen, 1743 kamen weitere Familien von Stühlingen dazu, wo sie die Fürstenbergische Herrschaft vertrieben hatte. Die damaligen Juden lebten unter Schutz- und Schirmherrschaft und ganz für sich abgesondert; daher pflegten sie auch neben ihrer Kultur den in den Gesetzen der Thora verankerten Riten ihre eigene Sprache, die man dann schließlich die westjiddische nannte.

Um 1809 umfaßte die jüdische Gemeinde in Gailingen bereits schon ca. 88 Familien, 10 Jahre später waren es bereits etwa 140, also eine stattliche, nicht zu übersehende Gemeinde. Bis um das Jahr 1860 lebten in diesem badischen Bauerndorfe mehr Juden als Christen, doch

¹ Hundnurscher-Taddey: Die jüdischen Gemeinden in Baden, Kohlhammer Stuttgart 1968, S. 98–100. Florence Guggenheim-Grünberg: Gailinger Jiddisch, Göttingen 1961.

ging die Zahl danach leicht zurück; im Jahre 1875 befanden sich unter einer Einwohnerzahl von 1728 Seelen nur noch etwa 704 Juden, 40,7 %.

1925 waren es dann nur noch ca. 25 %. Die jüdische Bevölkerung Gailingens lebte damals größtenteils von Handel aller Art. Nach und nach entstanden somit solide kleinere und größere Geschäftshäuser zum Segen des ganzen Dorfes. Auch der Vieh- und Güterhandel blühte. Daneben gab es zwei jüdische Hotel-Restaurants, in denen vielfach die größeren Veranstaltungen und Theateraufführungen stattfanden und selbst ein jüdisches Café, welches von der ganzen Bevölkerung gerne aufgesucht wurde, fehlte nicht in diesem aufstrebenden Dorfe am Rheine.

Auch das Handwerk mit seinen jüdischen Schustern, Schneidern und Schneiderinnen, Modistinnen, Coiffeuren und Coiffeusen, Metzgern, Bäckern, Konditoren, Hausgehilfinnen (damals Dienstmädchen oder Stütze der Hausfrau genannt) hatte einen goldenen Boden. Die Töchter aus besseren Häusern, wie man sich damals ausdrückte, nahmen vielfach die gehobene „Stellung“ eines sog. Kinderfräuleins ein, sofern man sie nicht in ein Töchterpensionat ins Welschland schickte, wo selbst sie sich die höhere Bildung und Fremdsprachen aneignen sollten.

Den Juden Gailingens fehlte es jedoch auch nicht an Intellektuellen, also an Akademikern, Ärzten, Dentisten, Rechtsanwälten und sogar Winkeladvokaten, Ingenieuren und Lehrern. Waren schon die älteren und alten Juden Gailingens intelligent und aufgeschlossen – um wieviel mehr waren es dann die bedeutend jüngeren, also meine Generation. Die meisten brachten es mehr oder weniger zu einem ehrlich erarbeiteten Wohlstand, der sich dann von Großeltern, Eltern auf Kinder und Kindeskinde übertrug. Manch einem wurde der Rahmen des kleinen Bauerndorfes zu eng und so sind denn viele in die Städte und in die nahe Schweiz – hauptsächlich nach Zürich (wo nach heute noch viele leben) ausgewandert und sogar nach Übersee hat sie ihr neuer gewollter Lebensweg geführt. Als sie dann schließlich nach einem Jahrzehnt oder mehr ihrem ehemaligen Heimat- und Geburtsorte einen Besuch abstatteten, um in der Hauptsache ihre Verwandten und nicht zuletzt die teuren Gräber auf dem altehrwürdigen jüdischen Friedhofe am Waldesrand aufzusuchen, wurde dies bei Juden wie bei Nichtjuden als ein willkommenes Ereignis im oft eintönigen und ländlichen Tageslauf zur Kenntnis genommen.

Wie sehr man an hoher Stelle die jüdische Intelligenz und Mitarbeit zu schätzen wußte, ging schon daraus hervor, daß man so etwa um die Jahrhundertwende einen jüdischen Mitbürger namens Leopold Guggenheim zum Bürgermeister gewählt hat und noch bis zur Geburt des unseligen Nationalsozialismus saßen Israeliten in Gemeinde- und Bürgerrat auf dem Rathause, ja sogar im Kreisrat zu Konstanz. Der jeweilige Wahlkampf in der Gemeinde fand sie stets Seite an Seite mit ihren christlichen Mitbürgern.

Daß man in dieser einst gesegneten Gemeinde die „Kehilla“ genannt, selbst ein eigenes jüdisches Kranken- und Pfründnerhaus hatte, welches von einem jüdischen Vorstand geleitet und von einem jüdischen Arzte und ebensolchen Pflege- und teilweise israelitischem Hauspersonal betreut wurde, war weitherum bekannt und sehr geschätzt. Ein herrlicher Park gab dieser Stätte einen würdigen Rahmen und selbst ein riesiger Gemüsegarten mit Obst- und Beerenkulturen zierte dieses weite Areal. Unweit davon befand sich schließlich das sog. Friedrichsheim bzw. das Alters- und Gebrechlichenasyl der Juden Badens, das nicht allein nur den Israeliten des Dorfes Arbeit und Verdienst brachte, denn auch die übrige Geschäftswelt und Bevölkerung zogen reichen Segen, Nutzen und Profit aus diesen Institutionen.

Manch ein schulentlassener Jüngling christlichen Glaubens absolvierte erfolgreich seine Berufslehre bei einem jüdischen Prinzipale. Viele christliche Frauen und Mädchen verdienten sich über Jahre und Jahrzehnte ihr tägliches Brot in jüdischen Geschäften und Betrieben und dies größtenteils in den Industrien im nahen schweizerischen Dießenhofen. Letzteres soll auch heute wieder der Fall sein. „Gailingen“ unterhielt seine Schulen gemeinsam sowohl für die jüdischen wie für die christlichen Kinder und Jugendlichen und manche Bindungen wurden dabei geschlossen.

Man gründete gemeinsame Theatervereine. Es gab sogar einen jüdischen Männergesangverein, dem während Jahren auch ein jüdischer Damenchor angeschlossen war. Der Synagogenchor als solcher bestand jedoch nur aus Sängern.

Der Gailinger Kriegerverein, dessen Präsident der jüdische Arzt und Stabsarzt Altdoktor K. Heilbronn war, zählte zu seinen Mitgliedern jüdische wie nichtjüdische ehemalige Veteranen.

Selbst die Tanzstunden wurden gemeinsam besucht sowie die weitherum bekannten

einzigartig schönen jüdischen Bälle und sonstigen Veranstaltungen aller Art, wobei besonders der jüdische Purim (Fasching) mit seinen Umzügen und seinem urwüchsigen Humor und Mummenschanz nicht zu überbieten war.

Von weit herum, auch aus der Schweiz, waren jeweils die Schaulustigen herbeigeeilt, um zu schauen, mitzuerleben und mitzumachen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man den damaligen Gailinger Purim etwa mit der Basler Fasnacht, noch mehr aber mit dem Kölner Karneval vergleicht.

Der Mummenschanz begann schon vier Wochen vor dem kalendarischen Zeitpunkt und alt und jung beteiligte sich daran.

Über all diese Schilderungen aus meiner ehemaligen Heimatgemeinde habe ich verschiedene Büchlein und Chroniken herausgegeben, teilweise in Form von Lustspielen und Sketchen, die ich unter eigener Regie und Mitwirkung stets zur erfolgreichen Aufführung brachte. Um nur einige wenige davon zu nennen: „Ein Donnerstagmorgen vor der Metzg“, „In der jüdischen Rasierstube“, „S'Lenile und s'Matthildle“, „Aren ersch Dich“ (Aron Du irrst Dich), „Oi, oi, oi“. Diese alle wurden für die Bühne verfaßt und bearbeitet. Dann die Chroniken: „Die Megille der einstigen Gailinger-Kehille“ und „4 Woche lang vor Porem“.

Daß die Gailinger Israeliten in Besonderheit ihren Purim mit seinen wie bereits erwähnt grandiosen und kostspieligen Umzügen jeweils nach einem Sujet gestaltet auf offener Straße sowie ihre Maskenbälle (Schwenderball genannt) und originellen „Bunten Abende“ selbst während der christlichen Fastenzeit uneingeschränkt durchführen konnten, war ein einzigartiges Privileg des damaligen Bezirksamtes Konstanz und dürfte in die Analen der Geschichte über das ehemalige sog. Judendorf Gailingen eingegangen sein. Daß die dort ansässigen Christen, die zum größten Teil dem katholischen Glaubensbekenntnis angehörten, im ständigen Umgang, Handel und Wandel mit der jüdischen Bevölkerung sich nach und nach die Sprache des Westjiddischen zu eigen gemacht hatten, konnte nicht ausbleiben, während wir selbst mit den christlichen Mitbürgern in ihrem mehr schweizerdeutschen, quasi thurgauischen und schaffhauserischen als wie in einem badischen oder gar rein alemannischen Dialekte sprachen.

Dergestalt hat sich das „Westjiddische“, dieser originelle Sprachgebrauch bis in die 80er Jahre bzw. bis in das 19. Jhd. unverändert erhalten. Erst nach und nach verdeutschte und verfeinerte sich dieses Gemisch aus Deutsch, Jiddisch und Hebräisch und mit den Jahren und Jahrzehnten hatte es sich besonders bei der jüngeren Generation gewandelt und mehr und mehr verloren. Sind doch, wie bereits erwähnt, die Jungen vielfach in die Welt hinausgezogen, um sich beruflich, wie auch kulturell weiterzubilden, was dann auch zum Teil in der verdeutschten Sprache seinen Ausdruck fand.

Es gab jedoch christliche Mitbürger, die ihren westjiddischen Sprachschatz, auf den sie sich einiges zu gute hielten, in einer Art Verächtlichmachung den Juden gegenüber und deren Sprache als solcher angewandt hatten (obwohl jeder Jude auch, sagen wir mehr oder weniger das Schriftdeutsche beherrschte und nötigenfalls anwandte), was jeder „Feinhörige“ als verletzend und beleidigend, als eine Art versteckten Antisemitismus empfand, jedoch durchaus nicht immer stillschweigend dahinnahm. Dies wäre einer Feigheit gleichgekommen; wir aber waren bewußt stolz auf unseren alten angestammten Glauben und unsere Eigenart. Dank der erwähnten Feinhörigkeit und auch Empfindlichkeit kannte man so nach und nach seine sog. „Pappenheimer“. Jedoch den offensichtlichen Antisemitismus als solchen bekamen wir damals nur in kleinstem Maßstabe, mehr vereinzelt zu spüren.

Im großen und ganzen lebte man friedlich, verständnis- und rücksichtsvoll neben- und miteinander. Unser Leitsatz hieß: „Wer seine eigene Religion schätzt, ehrt auch die des Andersgläubigen“. Eine zahlenmäßige Minderheit bedeutet niemals ein Mindersein.

Ab 1933, da der verheerende, verbrecherische Nationalsozialismus auch in unserem einst so schönen und friedlichen Dorfe Gailingen gegenüber dem thurgauischen Städtchen Dießenhofen eingedrungen war, die willige und hörige Nazijugend heranreife und wie ihre Vorbilder mit blutriefenden Liedern singend durchs Dorf zogen, und damit unsere Bedrängnis und Ausweglosigkeit immer größer und beängstigender wurde, wurde auch der Sprachgebrauch des heimatlichen gemütlichen Jiddisch in die Defensive gedrängt.

Der „arischen“ Schuljugend wurde von ihren Lehrern und Erziehern unter Strafe verboten, weiterhin jüdisches Sprachgut und derlei Redewendungen zu gebrauchen, während die jüdische Jugend verfeimt und nach und nach von jedem Schulunterricht ausgeschlossen wurde. Dieses in den Jahren des Heils und einer vermeintlich aufstrebenden Kultur.

Als dann schließlich auch Gailingen keine Juden mehr in seinen Mauern beherbergte –

waren sie doch alle am 22. Oktober 1940 unvorbereitet von einer Viertelstunde auf die andere deportiert worden –, war zumindest dort das Westjiddische und alles kulturelle Leben dem Aussterben geweiht.

Nur noch wenige überlebende alte christliche Gailinger sind es, denen heute noch eine vage Erinnerung an jiddisches Sprach- und Gedankengut, an jüdische Festtage, Sitten und Gebräuche und – vielleicht auch an ihre einstigen jüdischen Mitbürger, deren Sein und Lebenslicht willkürlich schon vor ihrer Zeit getilgt und ausgelöscht wurde – geblieben ist.

Und die, die diese Katastrophe überlebten, treffen sich alljährlich an den Rüsttagen (Zeit zwischen den jüdischen Neujahrs- und Versöhnungstagen) auf dem alten jüdischen Friedhofe zu Gailingen an den Gräbern ihrer teuren Verblichenen und zu einer Gedenkstunde am symbolischen „Grabmale der Märtyrer“, die eines grausamen Todes gestorben sind, jedoch in den Herzen der wenigen Überlebenden ein bleibendes Denkmal gefunden haben.

Berty Friesländer

Konstanz während der zweiten badischen Volkserhebung im September 1848

Die erste badische Volkserhebung, die am 12. April 1848 zu Konstanz unter der Führung von Friedrich Hecker ihren Anfang genommen hatte und schon am 20. April 1848 auf der Scheidegg bei Kandern militärisch zusammengebrochen war, wirkte trotz ihrer äußeren Erfolglosigkeit und trotz der sehr rasch einsetzenden, umfassenden und harten Reaktion des staatlichen Machtapparates im Volke unentwegt weiter.

Der Seekreis und all die Gebiete des Landes Baden, in denen der Gedanke der Revolution besonders vertreten worden war, wurden Ende April in den Kriegszustand versetzt und unter Ausnahme Gesetze gestellt. Diese extremen Mittel des Polizeistaates schreckten die Bevölkerung jedoch nicht; und der Kampf ging mit erhöhter Leidenschaft weiter. Vor allem waren es die radikalen Zeitungen – und hier in erster Linie die in Konstanz erscheinenden „Seeblätter“ – die furchtlos und mit ungebrochenem Elan die Programme der Revolution (Republik, Nationalparlament, Volksbewaffnung, Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit, Geschworenengerichte usw.) weiter verfochten; und dies, obwohl ihre Redakteure der Reihe nach vor Gericht kamen und obwohl alle Zeitungsnummern, deren Tendenz den Rand der Legalität berührte, sofortiger und totaler Beschlagnahme verfielen. Das im März erlassene Gesetz zur Aufhebung der Zensur war zur Farce geworden: die Bürstenabzüge zu den einzelnen Ausgaben wurden nicht mehr vorgeprüft, aber die ausgedruckten Nummern beschlagnahmt! –

Durch diese und manch andere Maßnahme der sehr nervös gewordenen Regierung, nicht zuletzt durch die strenge Behandlung der politischen Gefangenen, wuchs die Verbitterung der Bevölkerung gegen den Staat und seine Organe unaufhaltsam weiter. Eine neue Volkserhebung war nur eine Frage der Zeit und der Umstände.

Am 21. September 1848, genau fünf Monate nach dem Gefecht auf der Scheidegg, war es dann wieder so weit. Gustav von Struve, der schon bei der ersten Volkserhebung maßgebend dabei gewesen war, entrollte erneut die Fahne des Aufruhrs und verkündete in Lörrach die deutsche Republik.

Die Revolution des Exdiplomaten und Redakteurs Gustav von Struve war zwar noch schneller zu Ende als die des Volkshelden Friedrich Hecker; aber die Verkündigungen der Lörracher Drei-Tage-Republik (Beseitigung aller Zehnten, Gülten und Frohnden; Steuerfreiheit für die kleineren Einkommen; Übergang des staatlichen und des kirchlichen Grundeigentums an die Gemeinden; Volksbewaffnung) wehten wie Brände über das ganze Land, erregten und bewegten die Gemüter aufs neue und lösten an vielen Orten größere oder kleinere Aktionen aus. –

Konstanz, das in den Aprieltagen unvermittelt zum Ausgangspunkt der ersten badischen Volkserhebung geworden war und das im „Badischen Hof“, im Stadthaus am Stefansplatz und im Regierungsgebäude das dramatische Aufeinanderprallen der Liberalen (Bürgermeister Huetlin, Dekan und Ständemitglied Kuenzer und die beiden Vanottis) und der Radikalen (Hecker, Struve u. a.) und darnach die Revolte der Bauern des Bodanrücks erlebt hatte, wurde nur leicht von den Wellen des Lörracher Fernbebens erreicht.

Was sich jetzt, im September, in Konstanz ereignete, hatte nicht im geringsten mehr die historische Bedeutung, die menschliche Größe und den romantischen Schimmer der Apriltage. Auf das große Drama des April folgte ein herbstlich müdes Satyrspiel. –